

Das Schach der Schicksalsmächte

Webers *Freischütz* am Schleswig-Holsteinischen Landestheater

Wem die Welt der Oper zu regietheaterverseucht ist, der ist mit der *Freischütz*-Inszenierung von Markus Hertel am Schleswig-Holsteinischen Landestheater (Premiere am 10. September 2011 in Flensburg) sicher glücklich geworden: Der Wald ist der Wald, und die weißen Rosen blühen unverdrossen. Am Institut von Intendant Peter Grisebach liebt man keine Regie-Experimente. Das Wagnis guckt verschämt aus den Löchern, die eine permanente Finanznot in den Pelz genagt hat. An einem Theater, das um eine ländlich-konservative Zuschauerschicht kämpfen, das sich immer wieder gegen Kürzungs-, ja Schließungspläne wehren muss, breitet der Geist seine Schwingen nur zitternd aus. Er muss damit rechnen, dass es ihm geht wie dem Adler in Webers Stück: Er mag noch so himmelhoch kreisen, die dunklen Mächte holen ihn herunter.

Wie ein *Freischütz* in der „Provinz“ einen Deutungsanspruch erheben kann, ohne in gezwungene Originalität auszuwachsen, haben in den letzten Jahren einige kleine Theater gezeigt – zuletzt Coburg (vgl. S. 130ff.). Hertel kocht für Flensburg, Rendsburg und Schleswig auf kleiner Flamme: Er versucht, die Menschen, die sich auf der Bühne ihrem munter-ländlichen Treiben hingeben, als Figuren in einem höheren Spiel von Gut und Böse darzustellen; Marionetten im Schicksals-Schach zwischen Samiel und dem Eremiten. Schon unter den Baumkronen des Beginns fällt der entscheidende bäurische Schuss auf einen Wink Samiels hin.

Max, mit Brille, ist eher ein „Studierter“, der es unter dem handfesten Landvolk nie zu Reputation bringen wird. Aber auch Ännchen stellt in einem – wieder einmal neu gedichteten – Dialog fest, in der Stadt sei es viel lustiger: Ein aufgeklärtes Mädels, das an die Alfanzerien nicht glaubt, die den Hinterwäldlern Angst machen. Die Geschichte mit der Totenkrone – da kann frau doch nur drüber lachen! Die Knaben der Landgemeinde indessen erfahren zum kraftvoll-männlichen Sound des Jägerchores mit Blutstempel und Gewehr ihre Initiation.

Wohlmeinend gedacht ist das alles, aber die Wirkung bleibt begrenzt. Der Mut zur Zumutung fehlt – und damit ist kein Plädoyer für möglichst abseitige Bild- und Bewegungswelten verbunden. Aber das Spiel mit Klischees, das etwa in der Ausstattung von Sibylle Meyer hier und da anklingt, müsste durch Selbstdistanzierung die Klischees entlarven und nicht lediglich zitieren. Stattdessen bleibt das von rosa über pink nach violett spielende Licht über

Agathes rosenumstandenen Bett eben nur Kitsch. Und auch das Treiben in der Wolfsschlucht erinnert zu sehr ans Kindermärchen.

Das Orchester unter Peter Geilich mühte sich in der besuchten Vorstellung am 4. Dezember 2011 in Rendsburg tapfer um Webers Partitur; die Ouvertüre ließ nur wenig Nebenstimmen hören, wirkte konturarm. Begleitet wurde klar, direkt, ohne aufs Detail einzugehen. Überraschend präsent waren viele Sänger, nicht nur in den Hauptrollen: Selten hört man einen so sinnig artikulierenden und klartönig singenden Kuno wie Markus Wessiack. Auch Jörg Sändig als Fürst Ottokar steht anstandslos seinen Mann. Kai-Moritz von Blanckenburg setzt als Kaspar zu viel auf Kraft, artikuliert aber sorgfältig und rettet so einige Nuancen seiner Rolle. Junghwan Choi als Max dagegen verlässt sich zu sehr auf das Mühen um den schönen Ton, spielt Larmoyanz aus, statt einen existenziell zutiefst verunsicherten Menschen darzustellen. Brigitte Bayer hinterlässt als Ännchen einen tadellosen Eindruck; Lydia Easley zeigt als Agathe einen kraftvollen Sopran, der nur in der Höhe und im Jubel über die erwartete Wiederbegegnung mit Max zu schriller Schärfung neigt. Der Eremit von Per Bach Nissen ist mit würdigem, sonorem Bass ein gleichrangiger Gegenspieler zu dem alerten Samiel Ansgar Hünings. – Kein *Freischütz*, der in die Aufführungs-Annalen der meistgespielten Weber-Oper eingehen wird.

Werner Häußner

Opulentes Geburtstagspräsent: *Oberon* in Hildesheim

Des 225. Geburtstags von Weber wurde 2011 verschiedentlich gedacht, doch dass sich ein vergleichsweise kleines Theater wie Hildesheim an den *Oberon* wagt, ließ aufhorchen. Das Haus nennt sich heute „Theater für Niedersachsen“, und diesem Auftrag gemäß erklang die Oper viermal an verschiedenen Orten: im Kloster Lamspringe (3. September), im Theater Hameln (13. September), in der Kaiserpfalz Goslar (5. November) und schließlich – genau an Webers (mutmaßlichem) Geburtstag – im Theater Hildesheim (19. November). Dramaturg Ivo Zöllner begründete in seiner Einführung das besondere Engagement für den Jubilar mit dessen familiären Bindungen an Hildesheim: Immerhin lebte Vater Franz Anton von Weber dort von 1758 bis 1776/77 (nach seiner Kindheit und Jugend in Zell und Freiburg/Br. immerhin dessen längste sesshafte Zeit), Ehefrau und Kinder blieben vermutlich sogar bis 1779. Den 1786 dann in Eutin geborenen Carl Maria von Weber daher als einen „Fast-Hildesheimer“ zu bezeichnen, war zwar